

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 75.

Dienstag, 30. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

XIX.

Schellbruch war allein, als Grünau bei ihm eintrat. Es war gegen sechs Uhr abends; durch die niedrigen Scheiben fiel das letzte Tageslicht.

Schellbruch war allein, sein Geselle hatte bereits „Feierabend“ gemacht. Der alte Mann — er war eigentlich noch nicht alt an Jahren, nur der Druck, der seit endloser Zeit auf seiner Seele lag, hatte seinen Rücken gebeugt und frühzeitig sein Haar gefärbt — der alte Mann saß untätig auf seinem Stuhl vor dem Werkstisch.

Er fürchtete die Dunkelheit und doch scheute er das Licht. Es tat den Augen weh und — das war es wohl — schuf einen grellen Gegensatz zu der Dunkelheit in seinem Innern. So tief hatte der Träumer sich in seine Gedanken eingegraben, daß er erst aufhorchte, als die Tür ging.

„Guten Abend, Vater.“

„Guten Abend.“

„Du sitzt noch im Dunkeln?“

Schellbruch murmelte etwas vor sich hin.

„Ich sah deinen Gesellen vorhin weggehen, Vater.“

Grünau setzte sich.

„Du beobachtest wohl mein Haus?“

„Nein, nur Schnabel.“ Pause.

„Was willst du bei mir?“ fragte der alte Meister dann.

„Mit dir reden, Vater.“ Die Rollen schienen vertauscht; es klang, als ob ein Vater mit seinem Sohn spräche.

„Haben Lisbeth und Hermine dir erzählt? . . . Sie waren heute auch hier. . . wohl auf deine Veranlassung . . . habe ich recht?“ „Ja.“

„Ja? . . .“ Zwei Augen glühten durch die Dämmerung. „Was willst du denn? . . . Warum quält ihr mich?“

Grünau schwieg einen Augenblick.

„Darf ich dir eine kleine Geschichte erzählen, Vater?“

„Vielleicht interessiert sie dich. . . Es war einmal ein kleiner Junge, so von elf Jahren. In seinem Elternhause ging es knapp zu. Vier Kinder waren da, und alle mußten mitverdienen: in der Fabrik, als Laufburschen und auf den Märkten, überhaupt bei jeder Gelegenheit; und was sie verdienten, mußten sie auf Heller und Pfennig abgeben, denn der Vater war kränklich; sein ungewisser Verdienst hätte allein für die große Familie nicht gereicht. . . Der kleine Junge, von dem ich spreche, sah eines Tages in einem Schaufenster einen wunderschönen, großen Gummiball liegen. Er war bunt bemalt und stach dem Kinde immer wieder in die Augen, so oft er an der Auslage vorüberging. Das Ballspiel war gerade sehr im Schwunge, fast jedes Kind hatte einen Ball; nur der kleine Junge und seine Brüder besaßen keinen. . . Der Erzähler machte eine kleine Pause. „Da eines Tages bekam der Junge, von dem ich spreche, von einem Marktbesucher für eine Dienstleistung fünfzig Pfennig geschenkt. Fünfzig Pfennig! . . . Dafür konnte die Mutter allerlei kaufen. Freude-

strahlend lief er nach Hause. Er mußte an dem Schaufenster vorbei, in dem der Ball lag. Das Kind unterbrach seinen eiligen Lauf und blieb vor dem Fenster stehen. Da trat der Besucher hinter ihn. „Geh hinein und kauf ihn!“ raunte er; „morgen kannst du wieder fünfzig Pfennig verdienen, die bringst du dann der Mutter.“ Und so dringend wurde er, so einschmeichelnd wußte er zu reden, daß der Junge den Laden betrat und ihn mit dem Ball wieder verließ. . . Er kam nach Hause. Der Vater lag krank im Bett; der Knabe wurde von den heftigsten Gewissensbissen heimgesucht, als er die Hand seines Vaters auf seinem Haupte fühlte. Aber der Ball, der Ball! . . . Morgen und alle Tage würde er mit ihm spielen können, und er würde in Zukunft alles Geld der Mutter bringen, das gelobte er in seinem Abendgebet. . . Der Ball blieb den Eltern und Geschwistern nicht verborgen. Von seinem Vater befragt, wo er den her habe, stotzte er anfangs, doch dann raunte ihm der Besucher zu: „Gesunden“, denn der Vater würde trotz seines elenden Zustandes den Jungen geschlagen und ihm den Ball weggenommen haben. . . Zu der verbotenen Verwendung des Geldes die Lüge! . . . Die Lüge fraß fürchterlich an dem Kinde. Sie nahm ihm alle Lust am Leben, den Ball mochte er gar nicht mehr sehen; immer wieder versuchte er sich der Mutter anzuvertrauen, aber er fand doch nicht den Mut. Eines Tages, — Wochen waren vergangen — verdiente er sich wieder auf dem Markt sechzig Pfennig. Er rannte heim. Das Geld sollte ihm Mut geben, alles zu gestehen, mochte darauf folgen, was wollte. Als er zu Hause anlangte, hatte man soeben seinen Vater, der sich zu früh wieder an seine Arbeit begeben hatte, tot ins Haus getragen; er war vom Gerüst gefallen. Grünau schwieg abermals. Es war jetzt fast dunkel in der Werkstatt; Schellbruch rührte kein Glied. . . „Das Kind fiel noch am selben Tage in ein Nervenfieber. Es hat in seinen Delirien von nichts anderem gesprochen als von dem Ball und von dem Vater. Als es nach vielen Tagen erwachte, sah die Mutter an seinem Bett. . . Sie war grau geworden während dieser Zeit. Der Junge beichtete alles, was die Mutter längst erraten hatte. Sie verzieh ihm.“

„Und . . . ist die Geschichte wahr?“ fragte Schellbruch nach einer Pause.

„Ja. . . Der kleine Junge war ich.“

„Und warum . . . erzählst du mir das?“

„Weil es für jede Schuld, sie mag groß oder klein sein, eine Sühne gibt.“

Wiederum war es still.

„Eine Schuld? . . . Ich habe keine begangen. Wie kannst du, wie könnt ihr denken, daß ich . . .“ Schellbruch brach ab.

„Es braucht nicht eine Schuld zu sein, Vater, keine vollendete Tat, sondern es genügt ein Wissen darum“, erwiderte Grünau ganz sanft. Denn es war ihm, als öffne sich schwer und ächzend eine unsichtbare Tür.

Schellbruch hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Eine linde Hand hatte sich auf die in ihm brennende Wunde gelegt. Sollte er sie festhalten? . . . Vielleicht

konnte sie Genesung bringen. Zwei gleich starke Kräfte kämpften um sein Inneres. Bald siegte die eine: das brünstige Verlangen nach Befreiung, — bald die andere: die Furcht und was daraus folgte. Und schon glaubte Grünau seines Sieges sicher zu sein — da zerriß der geheimnisvolle Faden, den er gesponnen hatte; die halb geöffnete Tür zu Schellbruchs innerster Herzenskammer schloß sich wieder. Denn von der Straße her kam ein gellender Schrei herein. Ein spielendes Kind mochte ihn ausgestoßen haben. Dennoch war die Wirkung auf Schellbruch ganz außerordentlich. Er fuhr steil in die Höhe, zitternd stand er da.

„Ich weiß nichts“, brach es verzweifelt von ihm heraus. „Ich habe nichts getan. Schleppt mich aufs Gericht, wenn ihr wollt; ich bin es müde, gehegt zu werden wie ein Hase.“

Grünau stand langsam auf. Verspielt, dachte er. Die Hand, die er dem Alten zum Abschied entgegenhielt, wurde nicht beachtet oder übersehen.

XX.

Im Gasthaus „Zum Schwarzen Adler“ am Markt herrschte der übliche Sonntagsverkehr. Wer seinen Stamplatz eingenommen hatte — so gegen fünf Uhr — der ließ ihn nicht wieder fahren. Es waren fast ausnahmslos die gutgestellten Bürger, die sich am Sonntagnachmittag mit ihren Frauen im Adler einfanden. Die Herren bildeten sehr bald Skatrunden, die Damen, soweit sie näheren Verkehr pflogen, unterhielten sich bei Torte und Schlagjause über Kinder, Küche und Keller. Die Wahrheit gebietet festzustellen, daß darüber hinaus auch wohl die Freuden und Leiden der Nächsten einer — natürlich maßvollen — Kritik unterzogen wurden.

An einem der Tische, die durch feinpolierte Holzwände voneinander getrennt waren, saßen Bäckermeister Witt, sein Schwiegersohn Wertentin, der mit seiner Frau häufig den Sonntagnachmittag in der Stadt verlebte, und der Holzhändler Tischbein. Sie spielten Skat.

In der Nebennische plauderten Frau Witt, Frau Wertentin, Frau Tischbein und Frau Auguste Gehlsen, die einzige Schwester Witts und seit vielen Jahren Witwe. An dem Billard, das mitten im Raum stand, probierte ein junger Mann einsam und allein seine Kunst.

„Robert“, rief ihm Frau Witt zu, „seht doch hierher, was soll das dumme Billardspielen.“

Der junge Mann imitierte noch einmal den Billardkünstler, den er vor einigen Wochen hatte bewundern dürfen, stellte das Queue weg und kam gelangweilt an den Tisch.

„Komm, setz dich an meine Seite, mein Robert“, sagte Tante Guste; gehorham ließ sich der Jüngling neben seiner Tante nieder.

Robert Witt, Hans Witts Bruder, Student der Medizin, war im höchsten Grade mißgestimmt. Man sah es ihm an. Alle Schmeicheleien seiner Tante, die, als kinderlose Frau die Kinder ihres Bruders nach allen Regeln der Kunst verwöhnte, konnten die rauhe Stirn nicht glätten.

Es hatte im Hause Witt ein heftiges Donnerwetter gegeben. Der Student hatte leithin etwas flott gelebt und sogar Schulden gemacht. Er hatte um Geld geschrieben — erst bittend, dann dringend — und schließlich empört telegraphiert: Wo bleibt Geld? — worauf Meister Witt prompt zurücktelegraphiert hatte: Geld bleibt hier. — Da hatte der Bruder Leichtfuß die letzten Groschen zusammengerafft und war vierter Klasse nach Hause gefahren. Er hatte dann eine schlimme Stunde erlebt. Endlich hatte das Gewitter nachgelassen. Noch mal ein fahler Blitz, ein entferntes Grollen, und dann ein Wiederaufleuchten der väterlichen Huld.

„Erzähl mal etwas Robert“, forderte ihn seine Schwester auf. Sie sah da, eine pompöse Erscheinung, einfach und geschmackvoll angezogen. Die junge Frau liebte den Vorzug ihres Elternhauses sehr.

„O ja, so aus eurem Studentenleben, mein Robert. Ich hör' das zu gern“, sagte Tante Guste.

Frau Tischbein setzte eine etwas pikante Miene auf. Manchmal hatten Witts sich doch zu sehr mit ihrem

jüngeren Sohn. Sollte man einem jungen Menschen so ohne weiteres das Wort überlassen? . . .

„Was sagen Sie eigentlich zu dem Fensterwurf bei Hans?“ fragte sie.

Die Wittschen Damen waren wie aus dem Wollen gefallen.

„Eine Gemeinheit ist es“, sagte Robert Witt ganz laut.

„Was ist eine Gemeinheit?“ fragte Meister Witt. Die Karten in der Hand haltend, lugte er um die Ecke.

„Daß man Hans das Schaufenster eingeworfen hat“, antwortete der Student ohne Bedenken.

Witt bekam einen roten Kopf.

„Was geht's uns an“, sagte er schroff. Aber der Ärger war ihm so ins Blut geschossen, daß er seinen Grand mit Bieren verlor. Nun war nicht mehr mit ihm zu spassen.

Zum Abendbrot ging die Familie nach Hause. Danach verfügten sich alle wieder in den „Schwarzen Adler“, bis zur Heimfahrt des Ehepaares Wertentin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Osterhase.

Von Otto Weidigen.

Wenn der Frühling die Blumen auf die Wiesen streut, und Sträucher und Bäume Knospen und grüne Blätter treiben; wenn die Vögel aus fernen Ländern wieder heimkehren und die Störche und Schwalben ihr altes Nest wieder aufgefunden haben, dann gibt es Singen und Schaffen in der Natur, denn es all ihre Auferstehung, das Osterfest, zu feiern. Die tausend und aber tausend Blümlein läuten es ein, wenn die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken brechen und die Menschen, noch müde, sich die Augen reiben.

Doben auf den Bergen, wo die Luft so rein und würzig ist, versammeln sich dann beim ersten Läuten und Klingeln der Blümlein all die Osterhasen auf grünem Rasen und wihen die Ohren, um den Worten und Mahnungen des alten Königs aller Hasen und Hühner zu lauschen.

Wie haben die braven Tierchen schon tags zuvor geschafft! Aus Küche und Keller holten sie die köstlichen Eier herbei und färbten sie bald rot und blau mit dem Saft der Waldbeeren und Baldträuter. Aus Weiden flochten die Hühner mit vielem Geschick gar niedliche Körbchen und Kiepen, um in ihnen die Geschenke zu bergen, welche für all die artigen Kinder bestimmt sind.

„Seid ihr Boten nun versammelt?“ begann der alte Hase, zu allen Hasen und Hühnern gewendet, die sich im Kreise um ihn aufgestellt hatten.

„Wir sind es!“ erwiderten alle, indem sie sich auf die Hinterfüße setzten und die langen Ohren wippten.

„Dann höret meinen Befehl und meinen Rat! Legt in eure Kiepen und Körblein so viele Eier, als sie fassen können; mischt auch solche von Zucker und Marzipan darunter und bedeckt sie mit den taubehangenen Osterblümlein, welche ihr unterwegs auf Wiesen und Triften finden werdet. Sparet keine Mühe, denn für all die lieben Kinder, die hier in diesem Buche verzeichnet sind, kann nicht genug gegeben. Fürchtet euch nicht vor des Jägers Flinte; am Tage des heiligen Osterfestes ruhen aller Hah, alle Verfolgung und aller Krieg. Aber,“ setzte der alte Hase hinzu, „hütet euch, daß ihr über einen Stein oder Stamm fallet, wenn ihr vom Berge hinabseilet. Leicht könnten die Eier zerbrechen, und ihr selbst könntet Schaden nehmen.“

Die Häslein versprachen, recht vorsichtig zu sein, und füllten dann ihre Kiepen und Körbe mit den Eiern.

Die einen nahmen die Kiepen auf den Rücken, die anderen banden die Körblein um den Hals mit einem roten, seidnen Bande.

Der Morgen dämmerte noch. In das Läuten der tausend Blumen mischte sich jetzt das Spiel der Glocken auf den Kirchtürmen der Städte und Dörfer. Das war das Zeichen zum Aufbruch!

Nach Osten und Westen, nach Süden und Norden hoben die Häslein auseinander, mit aller Sorgsamkeit ihre Körbe hütend, und eilten auf die Wohnungen der Leute zu, welche — nach Aussage des alten Hasen — brave und artige Kinder hatten. Befanden deren Eltern einen Garten mit schattigen Büschen und Sträuchern, so verbargen sie dort die Eierlein; hatten die Leute keinen Garten, so stellten sie die Körbe vor die Tür des Zimmers und eilten dann wieder davon, den Berg hinauf, wo der alte Hase sie erwartete.

Welche Freude gab es unter den artigen Kindern, wenn sie bei ihrem ersten Ausgange am Morgen die bunten Eier

entdecken, welche die guten Osterhasen ihnen mitgebracht hatten! —

Toben auf dem Berge aber waren zur Mittagsstunde alle Hasen wieder um den alten Hasen versammelt.

Müde von der beschwerlichen Reise, streckten sie alle Biere auf dem grünen Klee aus, in Gedanken sich die Freude der beschenkten Kinder ausmalend.

Der alte Hase aber spitzte wieder die Ohren, um zu lauschen, wie sich die Kinder in den Städten und Dörfern rings im Umkreise in der Zukunft auführten, und um über ihr Betragen Bemerkungen in seinem großen Buche zu machen. Denn zu diesem Zwecke sind ihm und allen seinen Voten von der göttigen Natur die langen Ohren verliehen worden, denen kein gutes oder böses Wort der Kinder entgeht.

Die Braven aber wird der Osterhase in jedem Jahre, wenn die Glocken in Dorf und Stadt ertönen, wieder reich beschenken.

Das Album.

Von Anton Pawlowitsch Tschichow.

Der Titularrat Kraterow trat mager und dünn wie der Blisablaier auf dem Turm des Admiralschiffes, vor und sich an Schmichow wendend, begann er folgendenmaßen:

„Erzellens! Bis ins Tiefste unserer Seelen ergriffen und gerührt von dem nie endenden Wohlwollen, das uns Eure Erzellens...“

„Nunmehr schon seit zehn Jahren,“ soufflierte hinter seinem Rücken Satuffin.

„Nunmehr schon seit zehn Jahren angedeihen läßt, wollen wir, Ihre Untergebenen, an diesem für uns ewig denkwürdigen Tag...“ an diesem Tag, zum Zeichen unserer tiefen Verehrung und unvergänglichen Dankbarkeit, uns erlauben, Eurer Erzellens dieses Album zu überreichen, das unsere Photographien enthält und wir wünschen, daß Sie bis ans Ende Ihres segensreichen Lebens, noch sehr — sehr lange mit uns beisammen bleiben und uns leiten mögen.“

„Leiten Sie uns mit Ihren väterlichen und weisen Rat-schlägen auf dem heiligen Wege der Gerechtigkeit und des Fortschrittes,“ verbesserte Satuffin flüsternd und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er hätte offensichtlich selbst gerne gesprochen und seine vorher zusammengestellte Rede ließ ihn nicht in Ruhe. „Mögen Eure Erzellens,“ schloß daher der andere, „mögen Eure Erzellens noch lange die Fahne hochhalten auf dem ermüdenden, aber siegreichen Weg der Vernunft, der Arbeit und der menschlichen Selbsterkenntnis.“

Über die runzelige linke Wange Seiner Erzellens rollte eine dicke Träne.

„Meine Herren,“ sprach er mit zitternder Stimme. „Ich habe es wirklich nicht erwartet, es ist für mich wirklich eine große, große Überraschung, daß Sie sich dieses meines bescheidenen Festtages erinnern haben... Ich bin gerührt... ich bin wirklich sehr gerührt... Diesen Augenblick werde ich, glauben Sie mir, bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen, und glauben Sie mir, meine Herren, glauben Sie mir, meine Freunde, niemand empfindet Ihnen gegenüber mehr Wohlwollen, als ich... Wenn es auch manchmal zwischen uns etwas gegeben hat, auch das, glauben Sie mir, geschah immer nur in Ihrem Interesse.“

Darauf küßte der wirkliche Hofrat Schmichow den Titularrat Kraterow, der auf eine derartige Auszeichnung nicht vorbereitet war und vor schwindelnder Bönne erbleichte. Dann machte wieder der Chef mit der Hand eine Bewegung, was soviel bedeutete, daß er vor Rührung nicht weiterprechen kann und er schluchzte, als hätte man ihm dieses teure Album nicht gegeben, sondern weggenommen.

Dann beruhigte er sich ein wenig und er sagte noch einige tiefempfundene Worte, gab jedem einzelnen die Hand und ging unter lauten, feierlichen Hochrufen die Treppe hinab, setzte sich in den Wagen und fuhr, von den vielen, aus dem Herzen kommenden Glückwünschen begleitet, nach Hause. Im Wagen, unterwegs, übermannte ihn noch ein wenig das nie empfundene Wohlbehagen; er schluchzte wieder.

Zu Hause warteten seiner neue Freunde. Zu Hause veranstalteten ihm seine Familie, seine Freunde und Bekannten eine solche Ovation, daß er tatsächlich glaubte, dem Vaterland außerordentlich viel genützt zu haben und wenn er nicht gewesen wäre, hätte es das Vaterland schwer zu hüßen gehabt. Auch das Festmahl verlief unter lauten Toasten, Umarmungen und Freudentränen. Mit einem Wort, Seine Erzellens Herr Schmichow hätte nie geglaubt, daß man seine Verdienste jemals so anerkennen wird.

„Meine Herren,“ sprach er deshalb vor dem Dessert, „es sind noch keine zwei Stunden her, daß ich eine Genugtuung für alle Leiden bekommen habe, die einem jeden zuteil werden, der seine Pflicht nicht nach dem Buchstaben, nach der Form, sondern nach seinem Gewissen erfüllt. Während meiner ganzen langen Laufbahn hat mich immer nur ein Prinzip geleitet; das Prinzip: nicht die Allgemeinheit ist für uns,

sondern wir sind für die Allgemeinheit. Heute habe ich, daß die möglichst größte Belohnung erhalten. Meine Untergebenen haben mir ein Album überreicht. Ich bin sehr, sehr gerührt.“

Feierliche Gesichter beugten sich von allen Seiten über das Buch und schauten.

„Ach, wie schön!“ sagte Olga, das kleine Töchterchen Seiner Erzellens. „Ach, wie schön, Papa. Gib mir das Album, Papa, ich werde es aufbewahren, gut? Ich werde es aufbewahren. Es ist so schön!“

Nach dem Mittagessen trug Olga das Album in ihr Zimmer und verschloß es in die Lade des Schreibtisches. Am nächsten Tage nahm sie aus demselben die Bilder der Beamten heraus und verstreute sie auf dem Fußboden; in die leeren Flächen gab sie die Bilder ihrer Freundinnen. Der Sohn Seiner Erzellens, Kosia, nahm die verstreuten Bilder zusammen; er färbte den Beamten neue Kleider, mit roter Farbe. Den Bartlosen auch einen Schnurrbart, mit grüner Farbe, andern einen Vollbart, mit brauner Farbe. Als es schon nichts mehr zu malen gab, schnitt er aus den Kartonsblättern die Bilder heraus, durchstach mit Stednadeln die Augen und aus den Beamten wurden Spielfischarten. Den Titularrat Kraterow schnitt er separat aus, liebte ihn, stehend, auf eine Zündholzschnitzerei und trug ihn triumphierend zu seinem Papa.

„Papa, eine Statue; sieh' dir das an!“

Seine Erzellens lachte laut, er hielt sich den Bauch vor Lachen und küßte den kleinen Tunichtgut tüchtig ab.

„Gut, gut, jetzt gebe aber, du Gauner,“ sprach er. „Gebe damit zu Mama. Sie möge es auch sehen.“

(Aus dem Russischen übertragen von Grete Neufeld.)

Kleine Geschichtchen.

Von Walter Walt (München).

Physik.

Ein alter Geizhals, der aller Welt mißtraute, hatte täglich Streit mit seiner Wirtschaftlerin. Der Konflikt wurde von Tag zu Tag größer, da er sich weigerte, ihr Wochengeld zu geben und seine Einkäufe lieber selbst machte, aus Furcht, sie könnte ihn dabei betrügen. Am Ende weigerte sich die Alte, auch nur die allernötigsten Einkäufe für den Haushalt zu besorgen. So mußte denn der Mißtrauische selbst die Semmeln vom Bäcker holen, ehe er seinen Frühstückstasse einnehmen konnte.

Man sah ihn täglich auf dem Frühmarkte. Eines Morgens brachte er zwei Tauben heim.

Als der Mittag kam, erschien die Wirtschaftlerin aufgelöst in der Tür und hielt den einen Zipfel ihrer Schürze vor die Augen.

„Ach! Ach! welch Unalid!“ jammerte sie weinend, „welch Unalid, aber ich bin schuldlos, ich schwöre es!“

Der Geizhals hatte Mühe, sie zu beruhigen. Er stößte ihr selbst eine Medizin ein, um sich die Doktorrechnung zu ersparen. Schließlich konnte die völlig Zusammengebrochene die Worte hervorbringen: „Ach! stellen Sie sich das Unalid vor“, schrie sie zitternd, „die verfluchte Kake hat die Tauben bis auf den Rest aufgefressen!“

Schweigend ging der Mann in die Küche, jagte die Kake, erwischte sie am Schwanz und hielt sie fest. Er packte sie erbarmungslos beim Fell und legte sie auf die Küchewage. Die Kake wog gerade so viel, wie die Tauben gewogen hatten, die er vom Markte heimgebracht hatte.

„Ja“, sagte er mißtrauisch zu der Wirtschaftlerin, „die beiden Tauben sind richtig da, aber wo ist nun die Kake?“

Jugendjünden.

Wenn ein erfolgreicher Mann das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat, dann erscheint ihm, wenn er auf seinen Aufstieg zurückblickt, manches in seinem Leben als zwecklos und unnütz. Vom Gipfel seines Ruhmes blickt er auf alles das, was nicht dem Zweck seiner Karriere gedient hat, als auf Torheiten und Abweichungen, von dem ihm bestimmten Wege zurück. Sicherlich würde manches, was wir in der Jugend tun, unterlassen werden, wenn wir im voraus wüßten, welche Staffel des Erfolges wir im Alter erklommen haben.

Zu einer solchen Betrachtung war eines Tages auch ein Lordkanzler von England genötigt, der kraft seiner Persönlichkeit zu der höchsten Würde im Staate emporgestiegen war. Es war Rothington, der in seinem späteren Leben sehr viel unter der Gicht zu leiden hatte.

Als sich Rothington, auf Rissen und Deden gebettet, eines Tages im Oberhaus kaum seiner Schmerzen erwehren konnte, rief er aus: „O, hätte ich gewußt, daß diese schwachen Beine einmal den starken Lordkanzler von England tragen sollten, so hätte ich sie in meiner Jugend durch Sprungsübungen, zum mindesten aber durch Seitensprünge, ge-lentiger gemacht.“



Wie sollen wir Ostern feiern?

Ein Wort an die Frauen und Mütter.

Von India Borngat.

Weihnachten wird als das Fest des Kindes bezeichnet. Ihm am heiligen Abend eine recht große Freude zu bereiten, das ist das Sinnen und Streben der Eltern und aller Kinderfreunde, und an seinen in Freude erstrahlenden Augen warmen und sonnen sich auch die Erwachsenen. In einem weiteren Sinne könnte man darüber hinaus aber auch bei jedem Fest, das wir im Verlaufe des Jahres feiern, behaupten, daß das Kind dabei im Mittelpunkt zu stehen hat. Niemals mehr hat der Mensch solche Fähigkeiten, sich restlos der Freude hinzugeben, wie in der Kindheit, nie aber auch ist das Bedürfnis nach Freude so groß, wie in diesem Alter. Wir können dem Kinde gar nicht genug Freude, wirkliche, reine Freude bereiten; denn damit geben wir ihm einen köstlichen Schatz fürs ganze Leben mit. Man hat gesagt, daß man es einem Menschen, seinem Charakter und der Art, wie er sich dem Leben und den anderen Menschen gegenüber verhält, ansehen könne, ob er viel Liebe erfahren hat in seiner Jugend, und daß er um so mehr wird selbst Liebe schenken können, je mehr er in seiner Kindheit geliebt worden ist. Aber auch das kann man einem Menschen ansehen, ob seine Kindheit licht und hell und freudvoll gewesen ist.

Nun ist wohl kaum ein Fest so zur Freude geschaffen, wie gerade Ostern, da die Natur aus dem langen Winterschlaf erwacht. Selbst in diesem Jahr, wo das Fest ziemlich zeitig fällt, gibt es doch schon vieles, woran unser Auge sich freuen kann: an den zartgrünen Keimen der Sträucher, an den ersten Frühlingsblütenboten in den Gärten und auf den Wiesen, die froh den Frühling grüßen.

Diese Vorgänge in der Natur weisen uns schon den Weg, wie wir Ostern feiern sollen: kommt hinaus zu mir ins Freie, ruft die Natur allen zu, die ihrer Sprache zu lauschen verstehen. Nun gilt es die stickige Zimmerluft, die Enge der Stadtmauern und überhaupt alles Dunkle, was der Winter über uns gebracht hat, wieder abzuschütteln. Das gilt für unseren Körper, der in den Wintermonaten verkümmert ist, weil ihm die so lebenswichtigen Vitamine gefehlt haben, und der nun dringend der Einwirkung der Sonnenstrahlen bedarf, das gilt aber auch für unseren inneren Menschen, denn auch dieser kann es auf die Dauer nur schwer vertragen, wenn er in den Mauern eingesperrt bleibt und wenn er von jeder Berührung mit der Natur abgeschnitten wird, denn er ist nun einmal ein Stüd von ihr.

Also die Osterfeiertage sollten unbedingt dazu benutzt werden, um ins Freie zu gehen. Dieses Verlangen liegt ja auch in den breitesten Volkstreifen. Darum auch die Wichtigkeit, die der Frage beigemessen wird: wie wird das Osterwetter? — Wenn es dieses nur irgend erlaubt, soll man auch die Kinder auf den Spaziergang oder auch den längeren Ausflug mitnehmen; denn Kinder und Eltern gehören an diesen Tagen unbedingt zusammen und für sie ist es auch ganz besonders wichtig, sich wieder einmal in Luft und Freiheit auszuatmen zu können.

Aber man vergesse nicht, daß bei den Kindern das ästhetische Empfinden und die Freude an den Schönheiten der Natur noch nicht so ausgeprägt sind, daß sie ihnen alles andere ersetzen könnten: Kinder brauchen handgreiflichere Freuden. Man vergesse darum nicht, auch den Osterhasen zum Fest mit einzuladen und dafür zu sorgen, daß er recht fleißig Eier und andere leckere Säckelchen lege. Es pflegt bei den Kindern einen großen Freudenubel auszulösen, wenn sie aufgefordert werden, die versteckten Eier zu suchen, und gerade dieses Suchen und Finden und der Wettstreit, der entsteht, wenn mehrere Kinder dabei beteiligt sind, erhöht noch sehr das Verlangen an den Geschenken des Osterhasen. Natürlich muß man sich dabei auch dem Alter der Kinder anpassen verstehen, bei kleineren wird man sie zweckmäßig an einer leicht erkennlichen Stelle hinlegen, bei steigendem Verständnis dann immer raffiniertere Verstecke errichten. Daran kann man so hübsch noch andere Bewegungsspiele mit den Kindern anknüpfen, wenn es geht, natürlich im Freien. Es ist ja immer eine große Freude für die Kleinen, wenn sich Vater und Mutter an ihren Spielen beteiligen, diese erscheinen ihnen dann plötzlich doppelt und dreifach so reizvoll. ... Werktagen kann man ja meist keine Zeit dafür erübrigen, aber die Festtage bieten eine günstige Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Durch dieses Besondere werden diese dann noch

lange in der Erinnerung der Kinder, als ein besonders heller Punkt zurückbleiben. ...

Aber die Erwachsenen sollten auch selbst, um ihren Willen feste feiern lernen. Viele haben dies in dem hastigen Getriebe unserer Zeit und in der Nüchternheit des Alltags verlernt. Und doch ist es so wichtig, einmal auch in sich Sonntag werden zu lassen, sich Ruhe und Muße zu gönnen, zu sich selbst und zur Besinnung zu kommen. Dann sollten aber auch die Familienglieder in der Festzeit auch einmal Geselligkeit finden, Zeit für einander zu haben, zu einer ruhigen Aussprache oder zu einem gemeinsamen Leseabende. Dann werden sie vielleicht wieder Kontakt miteinander bekommen, die Frau mit dem Mann, die Mutter mit der heranwachsenden Tochter oder dem Sohn; den Kontakt, der in dem Getriebe des Alltags, da jedes Familienglied seinen eigenen Weg geht und man sich nur zur Zeit der Mahlzeiten begegnet, nur gar zu leicht verloren geht.

Märtyrerinnen der schlanken Linie.

Erstaunliche Offenbarungen über die Martorien, die sich Damen auferlegen, um die geforderte schlanke Linie zu bekommen, und über die schweren Gesundheitsschädigungen, die dadurch hervorgerufen werden, wurden bei einem Kongreß der New Yorker Ärzte vorgebracht, der in der neuen Akademie für Medizin stattfand. Die Versammlung erhielt Einsicht in mehr als 20.000 Briefe, die der Redaktion einer großen Frauenzeitschrift von Damen zugegangen waren, die Mittel zum Schlankwerden verlangten und in vielen Fällen ihre traurigen Erfahrungen beim Abmageren mitteilten. Der Herausgeber der Zeitschrift fasste den Inhalt dieser zum Teil sehr tragischen Bekenntnisse dahin zusammen, daß eine große Anzahl der Frauen durch die Abmagerungskuren einen nervösen Zusammenbruch, Tuberkulose und andere Krankheiten sich zugezogen habe und daß sehr viele von ihnen darüber jammerten, sie hätten zwar ihre Figuren schlank gemacht, aber dafür so runzelige und erschlaffte Gesichter bekommen, daß sie 20 Jahre älter aussähen, als sie wirklich wären. „Was nützt mir die Figur einer Sechszehnjährigen, wenn ich zugleich das Gesicht einer Vierzigjährigen bekommen habe?“, klagt eine dieser Märtyrerinnen. „Ich habe zwar eine schlanke Figur bekommen, aber die Kontrolle über meine Nerven verloren“, lauten viele andere Schreiben, oder: „Als meine Kur zu Ende war, war ich mit meinen Nerven fertig und ich mußte ins Sanatorium.“ Der Professor für Psychiatrie an der New Yorker Universität Dr. Monas S. Gregory fand, daß diese Proben der Erfahrungen, die die Frauen selbst gemacht haben, mit seinen ärztlichen Beobachtungen übereinstimmen. „Wir hören immer wieder“, sagte er, „daß eine Patientin vollkommen gesund war, bis sie irgend eine Kur begann, um abzunehmen, und daß sie dann nach zwei bis drei Monaten für die psychiatrische Klinik reif war. Ich allein habe im letzten Jahr 225 solcher Fälle gehabt, bei denen die Abmagerung nicht immer die Hauptursache, aber jedenfalls stets das auslösende Moment für den nervösen Zusammenbruch war. Vor achtzehn Monaten kam ein neunzehnjähriges Mädchen zu einem Arzt, weil ihre Mutter meinte, sie würde zu stark, und sie deswegen ausschimpfte, weil sie den jungen Männern nicht gefiele. Der Arzt verschrieb ihr Schilddrüsenextrakt; sie nahm ihn sechs Monate und wurde dann mit einer schweren Geisteskrankheit eingeliefert. Das ist ein besonders krasser Fall, aber ähnliche passieren in großer Zahl.“ Ein Frauenarzt führte aus, daß solche künstlich herbeigeführte Abmagerung einen besonders ungünstigen Einfluß auf die Nachkommenschaft ausübt. „Viele Frauen werden dadurch unfähig, Kinder zu bekommen“, sagte er, „und wenn sie welche haben, so sind diese Kinder in schlechtem Gesundheitszustand. Man muß daher den Frauen, die sich diesen Martorien des Schlankwerdens unterwerfen, immer wieder sagen: „Wenn Sie das tun, so gefährden Sie nicht nur Ihr eigenes Leben, sondern auch das Ihrer künftigen Kinder!“

Die praktische Hausfrau.

Blumentohl und Schwarzwurzeln behalten ihre helle Farbe, laufen nicht an, wenn man sie in Milchwasser legt.

Süßfrüchte lassen sich immer weich kochen, wenn man sie abends vorher in weiches Wasser einweicht.